

7. Sekundärliteratur

August Hermann Francke. Zeit- und Lebensbild aus der Periode des deutschen Pietismus.

Stein, Armin

Halle (Saale), 1880

Achtzehntes Capitel. Ein hoher Fest- und Freundentag.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

der Pietisten“ seinem Gegner einen Hieb, der diesem die Luft benahm, sich zum zweiten Mal mit einem solchen Recken zu messen.

Achtzehntes Capitel.

Ein hoher Fest- und Freudentag.

„Kinder, ihr müßet noch weitere Blumen herbeischaffen, denn es will noch nicht reichen! Hier diese Thür muß noch mit Grün verzieret werden, und dort das Bildniß des Heilands mag auch wol ein Kränzlein von weißen und rothen Rosen verdienen.“

Auf diesen Befehl des Cantors Bude sprang ein Rudel Schulkinder, Knaben und Mädlein, eifertig davon, das Verlangte zu besorgen. Der Cantor besah sich indessen mit zufriednem Lächeln sein Werk. Alle Thüren des Glaubhaischen Pfarrhauses waren auf das Geschmackvollste mit Guirlanden geschmückt, in den Fenstern des Wohnzimmers duftete es von zahlreichen Blumensträußen, die Wände prangten im Schmuck bunter Kränze und über der Hausthür stand mit großen Buchstaben die Inschrift: „Der Herr segne deinen Eingang!“

Während noch der Cantor mit der Besichtigung seiner Arbeit beschäftigt war, traten zwei Frauen in den Hausflur, welche einen großen, mit weißem Linnen verdeckten Henckelkorb getragen brachten. Der Cantor trat neugierig herzu und wollte die Hülle heben, doch wurde ihm dies auf's Entschiedenste verwehrt: „Lasset Eure Finger davon, Herr Cantor! Was wir bringen, braucht Niemand zu sehen, bis die junge Frau zur Stelle ist!“

Damit schritten sie schelmisch schmunzelnd an dem Cantor vorüber nach dem Wohngemach, breiteten da auf den Tischen und Stühlen ihre Gaben aus und zogen dann den Schlüssel ab.

Sie traten eben auf die Diele, als vor der Thür ein Wagen hielt, mit kostbarem Hausgeräth beladen. Der Knecht machte sich mit etlichen Männern daran, die einzelnen Stücke in das Haus zu schaffen. Da kam zuerst eine große Wanduhr von schwarzem Ebenholz, mit Perlmutter ausgelegt, dann ein runder Tisch mit vier vergoldeten Löwenfüßen, und dazu sechs Stühle mit hohen Lehnen, zuletzt eine Polsterbank, mit violettem Sammet überzogen, nebst einem gleichfarbigen Fußbänklein.

Bergebens versuchten die Weiber von dem Knecht den Geber dieser Kostbarkeiten zu erfahren; der Mensch blieb stumm wie ein Fisch, und der Cantor machte seine schadenfrohen Bemerkungen dazu.

Als das Geräth in dem Zimmer geordnet aufgestellt war, stellte sich die eine der Frauen, die Chewirthin des Rathskämmerers Helmerich, die Hände in die Seite gestemmt, breit in die Thür, ließ mit wohlgefälligem Kopfnicken ihre Augen über die Prunkgegenstände gleiten und sagte: „Da braucht sich das gnädige Fräulein nicht zu schämen. Wird sich verwundern, in dem alten schlechten Haus solche Pracht zu finden, und in diesem ihrem Gemach der sonstigen Kecklichkeit ihres Hauswesens vergessen.“

„Was redet Ihr, Frau Nachbarin?“ fiel der Cantor Bude ein. „Kennet Ihr denn das gnädige Fräulein?“

„Nein, Herr Cantor! Ich weiß nur, daß sie Eine vom Adel ist und daß ihr seliger Vater der Erbherr auf Hopperode in Mansfeld, Herr Heinrich Otto von Wurm war.“

„Und so dünket Euch,“ fuhr der Cantor lächelnd fort, „sie werde auch den üblichen Adelsstolz besitzen und ihrem Herzen erst einen Stoß gegeben haben, ehe sie sich entschlossen,

die Ehwirthin eines bürgerlichen Mannes zu werden und das väterliche Schloß mit einem schlichten Pfarrhaus zu vertauschen? Freilich, ihre Herren Brüder, wie auch der Vormund haben sich mit aller Kraft dagegengestemmt, doch das Fräulein hat mit tapferem, hochherzigem Sinn ihnen widerstanden und mit ihrem Herzen über die Vorurtheile des Standes gesiegt. Sie ist eine fromme, gottselige Jungfrau, mit einem Herzen wie lauterer Gold.“

„Woher wisset Ihr denn das Alles so genau, Herr Cantor? Habet Ihr sie schon von Angesicht zu Angesicht gesehen?“ fragte die Frau Helmerich.

„Nein, Frau Nachbarin; aber unser Herr Pfarrer hat mir Manches von ihr erzählet, daraus ich mir ein Bild von ihr machen kann. Meineth Ihr denn, daß unser Herr Pfarrer sein Wohlgefallen würde gefunden haben an einer Person, die dem Stolz und der Hoffart ergeben? Es ist aber zwischen den Beiden die herzlichste Liebe, welche auf Seiten des Fräuleins mit der tiefsten Ehrfurcht gepaaret ist, und das Sprichwort: „Ehen werden im Himmel geschlossen“ mag wol selten einmal so wahr werden wie hier.“

„Wie heißt denn das Fräulein eigentlich?“ fragte die Andere der Frauen, die Apothekerswitwe Spilling, dazwischen.

„Anna Magdalena ist ihr Name, und sie stehet im vier- undzwanzigsten Lebensjahr. Seit vor einem Jahr auch ihre Frau Mutter mit Tode abgegangen, wohnet sie in Duedlinburg bei der Frau Stiftshauptmännin von Stammer, ihrer nahen Anverwandten.“

„Ob sie auch wol schön ist?“

„O ihr Weiber! Daß ihr danach immer so begierig fraget, wie das Außere an einer Jungfrau gestaltet sei, das doch nur die Schale und Ueberzug des Menschen ist! Doch könntet Ihr Euch trösten, werthe Frau Spillingin, das gnädige Fräulein

ist, wie ihr Bildniß besaget, von schlankem zartem Wuchs, mit einem sanften, feinen, milden Angesicht und sonderlich lieblichen Augen. Jedoch erhalten die äußern Züge ihren Glanz und Schimmer nur durch die innerliche Schönheit, davon mir der Pfarrer zum Destern erzählet, wenn einmal ein Brieflein von dem gnädigen Fräulein eingelaufen war. Schon zu Erfurt ist sie ihm um ihres gar ernstlichen Christenthums willen bekannt geworden, und sein Eifer, Seelen für das Reich Gottes zu gewinnen, hat einen Briefwechsel mit ihr veranlaßt, welcher anderthalb Jahre gewähret hat, und in dessen Verlauf es ihnen immer klarer geworden ist, daß sie für einander geschaffen und bestimmt seien, obwol sie sich noch nie von Angesicht zu Angesicht gesehen, welches erst vor nicht gar langer Zeit geschehen bei Gelegenheit einer Tauffeier auf Schloß Rammelburg, dem Stammsitz des Quedlinburger Stiftshauptmanns.“

Die gute Frau Helmerich schüttelte nachdenklich den Kopf. „Das ist mir eine wunderliche Sache, daß sich Zwei lieb haben, ohne sich von Angesicht zu Angesicht zu kennen.“

„Das macht, weil Ihr des Schreibens unkundig,“ belehrte der Cantor. „Man kann in Briefen also mit einander reden und handeln, als säße man bei einander am Tisch und schaute sich in die Augen und drückte sich die Hände.“

Die Frau Helmerich sah den Cantor mit ungläubigem Lächeln an und fragte nach einer Weile: „Wo ist denn nun eigentlich die Trauung und Hochzeit geschehen?“

„In Rammelburg,“ antwortete der Cantor, „wohin man sich begeben, um die Sache in aller Stille ohne etliches Aufsehen zu vollziehen. Da der Quedlinburger Hofprediger Lüders gerade am Fieber darnieder gelegen, ist der Hofdiakonus Sprögel zu der Handlung bestellet worden. — Aber was ist das draußen auf der Diele für ein Geräusch?“

Als man eben nach der Thür eilen wollte, that ſich dieſe auf, und herein trat ein hoher, würdevoller Herr mit vornehmern, geiſtvollem Geſicht und koſtbarem Gewand. Er grüßte herablaſſend und ließ mit ſichtlichem Wohlgefallen ſeine Augen über die reiche Ausſchmückung des Hauſes gehen. „Wie das duftet und pranget!“ ſagte er. „Beſſen iſt die kundige Hand, die ſolchen Schmuck bereitet und ſo ſinnig geordnet?“

Der Cantor neigte ſich mit beſcheidenem Erröthen vor dem hohen Herrn: „Es ſind gar viele Hände, hochedler Herr Profeſſor, ſo zum würdigen Empfang ihres Beichtvaters an der Seite ſeiner Neuvermählten thätig geweſen.“

„Er hat wol viel Liebe, der Herr Pfarrer Francke?“ fragte der Profeſſor.

„Ach ja, ſehr viel, und wird derſelbigen von Tag zu Tag mehr.“

Der Profeſſor ſtand einen Augenblick wie verloren in ſich ſelbſt, dann ſchritt er haſtig zu der Thür und rief hinaus: „Tretet hier herein!“

Da kamen zwei Männer mit einem Korb, den ſie mitten im Gemach niederließen.

Indem der Profeſſor bemüht war, den Deckel zu lüften, ſagte er: „Ich wollte auch mein Theil beitragen, den Herrn Francke mit ſichtbarer Liebe zu begrüßen.“ Damit brachte er zwei ſchwere ſilberne Armleuchter zum Vorſchein, welche er, mit Wachskerzen verſehen, auf den Tiſch ſtellte. Darauf entnahm er dem Korb ein ſilbernes Theegeſchirr nebst ſilbernem Brett und endlich eine Prachtbibel mit reichem ſilbernem Zierath auf dem braunledernen Deckel.

Nachdem er Alles auf dem Tiſch geordnet, wendete er ſich an den Cantor: „Ich wünſche, daß der Herr Pfarrer nicht den Namen des Gebers erfährt! Verſpreche Er mir das!“

Er blickte sich dabei streng nach den beiden Weibspersonen um, die sich schüchtern in den Hintergrund zurückgezogen hatten, und verließ grüßend das Pfarrhaus.

„Wer war denn der Herr?“ fragte nach einer Weile Frau Helmerich.

Der Cantor schien die Frage nicht gehört zu haben. Er stand in ernstes Nachdenken versunken, und es war, als hätte er was Nasses in den Augen. Dann murmelte er vor sich hin: „Ich will dir eine große Menge zur Beute geben, und du sollst die Starke zum Raube haben.“

„Was meint Ihr?“ fragte die Frau des Rathskämmerers. „Ich wollte wissen, wer der Herr sei.“

„Kennet Ihr diesen nicht?“ sagte der Cantor mit ernster Betonung. „Das ist der Mann, um dessentwillen unser lieber Pfarrer uns genommen und an einen andern Ort verbannt werden sollte, sintemal er erklärt hatte, daß er nicht eher nach Halle kommen werde, als bis man Franke beseitigt.“

„Der Professor Stryk?“ fragten beide Frauen aus Einem Mund.

„Derselbe!“ erwiderte der Cantor. „Wie lange hat es gewährt, so ist seine Feindschaft in Freundschaft gewandelt. Habe es wol bemerkt, wie er eines Sonntags in die Predigt gekommen ist und sich hinter einen Pfeiler gestellet hat, daß Niemand ihn sehe. Den folgenden Sonntag war er wieder da, und nun verfehlet er keine Predigt mehr; stehet auch nicht mehr heimlich hinter dem Pfeiler, sondern hat sich in der Emporkirche, so für die Herren Professores jüngst erbauet worden, einen Sitz gelöst, desgleichen auch in dem neu hergerichteten Weiberstand für seine Gemahlin zwei Plätze genommen.“

Die beiden Frauen hatten nur halb hingehört; ihre Augen hiengen wie gebannt an dem Glanz des Silbergeräths, an dem sie sich gar nicht satt sehen konnten.

„Sie bleiben lange aus,“ äußerte die Frau Helmerich ungeduldig.

Der Cantor suchte ihr begreiflich zu machen, daß es von Rammelburg bis Halle ein weiter Weg sei, war aber mit seiner Auseinandersetzung noch nicht fertig, als von der Straße her ein heller Gefang von Kinderstimmen laut ward. Alle Drei stürzten an das Fenster — da kam der Hochzeitwagen langsam vom Moritzthor daher, voraus ein langer Zug von Mägdelein in schneeweißen Kleidern und Kränzen im Haar und Sträußen in der Hand, die sangen in freudig gehobener Andacht das Lied: „Ach bleib mit deiner Gnade.“

Im Nu war vor dem Pfarrhaus eine große Menschenmenge versammelt, deren Augen in gespannter Erwartung nach dem Wagen hingingen. Da saß neben dem Pfarrer ein junges Weib, hold und schön wie ein Maienmorgen, die grüßte mit Händen und Augen nach allen Seiten und sah mit schweigender Borne, wie eine große Gemeinde ihren Eingang segnete. Die Augen giengen ihr vor Bewegung über, und wie sie sich nach ihrem Gatten umsah, siehe, da fuhr sich dieser auch mit der Hand über die Augen, und er war so still, so stumm, als hätte er das Reden verlernt, und als er endlich, vom Wagen abgestiegen, den Mund aufthat, da war das mehr eine Anrede an Gott, als an die Menschen: er dankte dem Herrn, der ihn so viel Menschenliebe habe finden lassen; und als er dann in das festlich geschmückte, mit reichen Gaben ausgestattete Haus eintrat, da blieb er mit neuem Erstaunen betroffen stehen, hob seine Hände zum Himmel auf und rief: „Ach Herr, ich bin viel zu geringe aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knecht gethan!“ — Das Volk aber nahm es ihm durchaus nicht übel, daß er sich nicht direkt bei ihm bedankte; es hörte in bewegter Andacht des Gottesmannes fromme Worte und betete still mit. —

Einige Stunden später traf der Cantor Bude wieder mit der Frau Helmerich zusammen. „Nun, Frau Nachbarin, was meint Ihr von der jungen Pfarrfrau? Habe ich zu viel von ihr gesagt?“

Die Augen der Frau Helmerich leuchteten begeistert auf: „Ach, zu wenig, viel zu wenig! Wie ein Engel Gottes saß sie da, man könnte gleich vor ihr hinknien! Und sie ist gar nicht ein Bißchen stolz; sie hat mir die Hand gedrückt und mit mir geredet, als wäre ich ihresgleichen! Gottes Segen über sie und ihr Haus!“

Neunzehntes Capitel.

Der Freund der Armen.

„Bist du fertig mit dem Zertheilen, herzlichste Frau?“ fragte Francke eines Morgens zur Küche herein, wo Frau Magdalena beschäftigt war, zwei Brote in gleiche Theile zu zerlegen.

„Sind die armen Leute schon da?“

„Ja, und es sind diesmal noch mehr, denn sonst. Die Armuth nimmt, wie es scheint, noch mehr überhand und macht mir große Sorge, daß ich schon viel bei mir überleget, wie derselbigen am besten aufzuhelfen. Mit Brot allein ist es nicht gethan, das hilft nur für den Augenblick; man muß dem Uebel an die Wurzel gehen. Ich gedenke an das Wort des Psalmisten: Ich habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen und seinen Samen nach Brot gehen. Wo Frömmigkeit, da Brot, wo also kein Brot, da fehlet es gemeiniglich an der Frömmigkeit. Die tiefste Ursach der großen Verarmung unserer